

Rose-Marie

Autor(en): **Stadelmann, H.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 18

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rauschen und donnern, wenn all dieses, Krieg, Heroismus, Kühnheit, Feigheit und Meuterei, das Leid des einzelnen (das verborgene) und viel

großes, prächtiges Schicksal längst vergangen und untergetaucht ist in den tiefen Schacht der gelebten und erfüllten Dinge.

Edouard H. Steenken.

Rose-Marie.

Von H. A. Stadelmann.

Sie waren ein Jahr verheiratet, ein glückliches Jahr! „Es wird mit jedem Tage schöner,“ dachte Rose-Marie, als sie am Fensterplatz saß. Sie saß immer da an dem sonnigen Fenster, wenn er daneben an seinem Schreibtisch arbeitete — in dem kleinen Schaukelstuhl vor dem Nähtisch aus ihrer Mädchenzeit.

Wie lieblosend glitten ihre Finger über die kleinen Säckelchen, an denen sie so eifrig stichelte. Ihr Blick ging in die glückliche Vergangenheit und weiter in die glückliche Zukunft.

Wie fleißig er heut' war! Sie stand auf und trat zu ihm. „Kannst du nicht aufhören, Fritz, du weißt, was der Arzt noch gestern dir sagte,“ und ein Schatten flog über ihre sonnigen Augen. „Stör mich nicht, Liebling, nicht jetzt, ich muß die Arbeit heut noch an die Redaktion abliefern. Ein paar Minuten noch, dann bin ich nur für dich da.“

Beim letzten Abendsonnenschein gingen zwei glückliche Menschen am Ufer des Sees entlang, die letzten Sonnenstrahlen lagen vergoldet auf dem stillen Wasser. „Wie ist die Welt schön — mit dir Fritz,“ sagte leise Rose-Marie. „Als du krank warst, neulich — da war's, als sei die Sonne am hellen Tag verschwunden!“ —

Und Rose-Marie saß wieder am Fenster und wiegte eine kleine Rose in ihren Armen.

Dann kamen schwere Tage, müde schlich die Zeit dahin — lange, lange Wochen. Rose-Marie wachte Tag und Nacht, lange, bange Nächte. — Da lag ihr Liebstes und rang mit dem Tode. Ein altes Leiden, längst überwunden geglaubt, war von neuem bei ihm ausgebrochen mit schweren Symptomen. Das Fieber stieg höher und höher. Sie nahm seine Hände in ihre Hände — seine heißen — fiebernden Hände, dann wurden sie ruhiger. Der Doktor kam, der alte, ernste

Mann mit den großen, ruhigen Augen. „Es geht besser heut“, sagte leise Rose-Marie, und er nickte. Er konnte ihr die Hoffnung nicht nehmen — noch nicht. Er ging nur ernster davon, als er gekommen.

Und Rose-Marie — sie wachte weiter und betete weiter, heiß, inbrünstig, verlangend, sie rang mit Gott um ihr Liebstes. Das konnte Gott ja nicht wollen, nein — das nicht! Er war so jung, er würde über die Krankheit siegen — ganz gewiß, und sie würde ihn durchtragen auf betenden Händen.

Es war ihr Geburtstag heut, sie wußte es kaum, noch immer keine Wendung zum Bessern, keine Krisis. Sie nahm ihre Bibel zur Hand, der Vater gab sie ihr am Hochzeitstage.

„Lies täglich darin, mein Kind“ — so hatte er sie gebeten damals. Ihr Blick fiel auf das Wort in Gethsemane: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ — „Dein Wille“ und wenn Gott es fordert, das Liebste herzugeben — Rose-Marie, kannst du das? — Es wurde dunkel vor ihren Augen, sie schwankte. —

Sie hatten ihn ihr genommen und hinausgetragen auf den stillen Friedhof. Dumpf und schwer läuteten die Glocken ihr Liebstes zu Grabe.

Sie war müde, o so müde! Warum nahmen sie sie nicht auch und legten sie zu ihm in die kühle Erde? Sie konnte ja nichts ohne ihn. Wozu dann noch leben? —

Da krächte ein kleines Stimmchen neben ihr, ein kleines hilfloses Stimmchen. Sie beugte sich herab — große Tropfen fielen langsam auf das kleine, schneeweiße Bettchen. Sie hob ihr Kind in die Höhe, es war ja auch sein Kind — und drückte es an sich, lange, lange. Dann wurde es still in ihr, ganz still — „für dich will ich leben, meine kleine Rose.“

Steigen wir hinab in die Grundtiefen unseres persönlichen Gewissens und schaffen wir uns dort die wahre Heimat, so werden wir ohne Reid auf fremde Größe und ohne Furcht in die Zukunft blicken können.

Gottfried Keller.